

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 72 (1982)
Heft: 3

Artikel: Zur Forderung, Frauen die Priesterweihe zu erteilen
Autor: Amiet, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Forderung, Frauen die Priesterweihe zu erteilen

Epiphanius von Salamis hatte das Empfinden, dass weibliche Priester in der Kirche zwangsläufig zur Verehrung einer weiblichen Gottheit führen müssen. Wie steht es aber mit dem Geschlecht Gottes? Darüber gibt es unterschiedliche Auffassungen, z. B. die, dass der Heilige Geist die weibliche Seite Gottes sei, dass der Vater übergeschlechtlich sei, dass Jesus ausgewogen gynandrisch sei u. a. wie die der Juliana von Norwich im 14. Jahrhundert, welche Jesus nicht nur beiläufig, sondern betont als Mutter erfährt. Juliana ist für die alte Zeit eine Ausnahme. Anders aber ist es in der neueren Zeit. Novalis nennt Jesus sehr bewusst die süsse Braut. Die neueren Andachtsbilder in den Spuren der Nazarener stellen Jesus oft überlastig weiblich, meist mädchenhaft, dar. Sicher sind diese Bilder meistens kitschig. Ihre Beliebtheit sollte aber auch den bildungsbewussten Theologen aufmerken lassen. Tiefenpsychologisch verstanden muss Tillichs Chiffre für Gott als der «Tiefe des Seins» als eine weibliche gesehen werden. Der Vater im Himmel, der nach derselben Verstehensweise männlich ist, erhielt durch die Himmelskönigin eine Ergänzung. C.G. Jung jedenfalls, der reformierte Psychologe, feierte die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel als grösste geistige Tat des 20. Jahrhunderts.

Wie immer man zu den angeführten Beispielen oder ähnlichen Anzeichen stehen mag, man dürfte kaum mehr darum herumkommen, zu sehen, dass in der Neuzeit die Gotteserfahrung in bezug auf das Geschlechtliche eine Wandlung durchmacht. Dass diese Wandlung nicht nur innerhalb der Gruppe der bewussten Christen, sondern in der weiten modernen Menschheit von Bedeutung ist, sei hier einfach behauptet. Die moderne Frauenemanzipation hat einen religiösen Hintergrund.

Viele religiöse wie auch nichttheologische Faktoren führen vor diesem Hintergrund heute fast zwangsläufig zu der Forderung, auch Frauen die Priester- und Bischofsweihe zu erteilen, aber natürlich auch die Diakonatsweihe. Diese letztgenannte Forderung ist eine anders geartete und nicht Thema dieser Ausführungen. Sechs solche Faktoren seien hier genannt:

1. Eine Betrachtung der Rollen, welche die verschiedenen Kulturen dem Mann und der Frau zugewiesen haben, zeigt, dass es vielleicht überhaupt nicht möglich ist, ausser den engsten biologischen Rollen eine Rolle als allgemein nur männlich oder nur weiblich zu sehen. Ja,

die moderne Wissenschaft öffnet Perspektiven, da auch die biologischen Rollen im engsten Sinn nicht mehr nur als männlich oder weiblich gesehen werden könnten. „Mag das heute noch Spekulation sein, morgen geschieht es vielleicht doch, dass zwei Spermien miteinander oder zwei Eier miteinander vereinigt werden und daraus ein Mensch wird. Wäre damit der uralte Kampf der Geschlechter befriedet? Jedenfalls scheint die Spielweite in dem, was man als männlich oder als weiblich sehen kann, sehr gross zu sein.

2. Im Abendland hat sich eine Denkweise stark entwickelt, nach welcher die Welt betont in einer stufenweisen Einordnung zwischen oben und unten verstanden wird. Das höchste Seiende, wie Aristoteles sagt, ist Gott, das tiefste vielleicht der Teufel, und dazwischen gibt es alle Stufen. Dieses Denken fühlt sich, wenn es vor zwei verschiedenartigen Dingen steht, gedrängt, zu fragen, welches das höhere und welches das niedrigere sei. Sieht es z. B. die beiden Ämter des Diakons und des Priesters, dann muss es sie einander in einem cursus honorum unter- und überordnen und nicht etwa zuordnen. (Hat es dann das Priesteramt übergeordnet, dann wird es durch die Apostolischen Konstitutionen irritiert, welche im Diakon das Bild Christi sehen, in den Priestern aber das der Apostel.) Die Verschiedenheit von Mann und Frau muss hier als Höher- und Minderwertigkeit verstanden werden. Die Nichtzulassung der Frau zum Priesteramt erscheint als notwendige Folge dieser Tieferstufung und muss eine Diskriminierung bedeuten. Wenn man diese Diskriminierung nicht akzeptieren kann, dann muss man fordern, dass auch Frauen zu Priestern geweiht werden können. Es versteht sich, dass in diesem Denken der Priester höherwertig ist als der Laie. Eigentlich müsste sich daher die Folgerung ergeben, nicht nur Frauen, sondern überhaupt alle Christen zu Bischöfen zu ordinieren.

Die Kirche allerdings sucht ein anderes Denken, nämlich das trinitarische, da Verschiedenes von gleichem Rang sein kann. Jenes andere Denken aber sitzt so tief in uns, dass es im Abendland sogar dies vermocht hat, dass es das kirchliche Denken selbst bei der Gotteslehre gestört hat, weshalb sich die filioque-Auffassungen entwickeln konnten, welche den Geist in gewisser Weise dem Sohn unterordnen. Es ist also eine harte Arbeit, unser Denken von der erwähnten Richtung zu lösen. Sie ist aber notwendig. Je mehr sie uns gelingt, je mehr wir den Heiligen Geist gleich verehren wie den Sohn und den Vater, um so mehr werden wir auch Laien, Diakone, Bischöfe, Priester, Lektorinnen usf. gleich achten, und um so weniger kann es als Diskriminierung

empfunden werden, wenn die Kirche für bestimmte Ämter nicht jeden Christen beauftragen kann.

3. Wieso das Geschlecht im Zentrum der Kirche, bei der Feier der hl. Eucharistie, eine Rolle spielen soll, indem nur Personen männlichen Geschlechts der Eucharistie vorstehen dürfen, erscheint als entlegen innerhalb einer Frömmigkeit, welche im Sexuellen betont auch den Ort des Gefährlichen und Bösen sieht. Was weithin in Kulturen, Religionen und früher auch im Christentum selbstverständlich war, dass nämlich im Geschlecht religiös positiv Wichtiges sei, das ist im neuzeitlichen Christentum so verdrängt worden, dass es fast selbstverständlich geworden ist, dass es im Glauben um eine sogenannt reine, weil dem Geschlechtlichen enthobene, Sphäre geht. Da kann man es nur noch als krankhaft empfinden, wenn sich Männer vor Gott als weiblich sehen, wie es z. B. Johannes vom Kreuz bei der unio mystica sah oder wie es viele Priester sahen, welche sich bei der Eucharistiefeier als neue Maria sahen. M. E. ist dabei eher problematisch, dass nicht so sehr die Gemeinde als vielmehr die Individuen der Priester so verstanden werden, nicht als problematisch und krankhaft aber müsste die Geschlechtswandlung selber gesehen werden.

Man kann eine Gespaltenheit beobachten: Einerseits wenden sich heute Christen bewusst in positiver Einstellung dem Gebiet des Sexuellen zu, andererseits aber integrieren sie weiterhin das Geschlechtliche nicht in ihr Gebetsleben, vielmehr verdrängen sie hier weiter statt zu sublimieren. Bloss Psychologen beobachten dann noch, dass bei ihnen das Sexuelle latent beim Gebet eben doch eine grosse Rolle spielt. Bei dieser Haltung des Verdrängens kann man Luk. 20, 27 ff. Christi Antwort auf die Sadduzäerfrage so verstehen, als ob einst das Geschlechtliche seinen Sinn ganz verlieren würde. Diese Stelle aber redet von der Ehe nur in bezug auf die Fortpflanzung. Diese wird nicht mehr sein.

4. Ich vermute, dass die Frauen – wie Schleiermacher meinte – frömmere sind und mehr Glaubensenergie bringen. Nehmen wir an, diese Vermutung stimme. In einer Lebensauffassung aber, in welcher nur das vordergründige, demonstrierbare Tun und Leisten etwas gilt, nicht aber das Sein, in welcher somit auch nur zählt, was die Amtsträger sichtbar und zählbar tun, nicht aber was alle Christen *sind*, kann das leicht übersehen werden. Nach dieser Auffassung ist ein Amtsträger, der nicht mehr arbeiten kann, sinnlos geworden, sinnlos aber werden die Leute auch mit der Pensionierung, mögen sie sich auch auf sie freuen.

Dieser Aspekt erfährt eine Verschärfung dadurch, dass heute weit- hin ein einzelner Mann, der Pfarrer, in der Gemeinde alles in die Au- gen Springende macht.

5. Je mehr der Blick auf das Individuum und nicht auf die Kirche gerichtet ist, um so mehr muss die Frage, wer Priester werden solle, als eine Frage des Rechtes und des Wunsches des Individuums gesehen werden. Die Wichtigkeit des Individuums ist mir unaufgebbar. Aber ebenso notwendig ist seine Einordnung in den Leib der Kirche.

In individualistischer Einengung muss Gal.3, 28 «...da ist nicht Mann und Frau...» als Argument für die Frauenordination gesehen werden, auch wenn der Zusammenhang im Text dies kaum nahelegt.

Der einzelne Christ, ob Mann oder Frau, steht gleich vor Gott. Wenn man hier an das Geschlecht denkt, dann muss man den Men- schen als gynandrisch sehen, wie das in der Kirche schon lange ge- schieht, z.B. wenn die Mystiker ihre Seele als bräutlich sehen oder wenn das Magnificat auch von den Männern als ihr Lied gesungen wird. Wenn dann zwar auch die Frau Soldat Christi sein soll, so ist doch ein Ungleichgewicht zu sehen, indem viel mehr von den weibli- chen Seiten der Männer geschrieben wurde als von den männlichen der Frauen.

6. Die traditionellen Argumente gegen die Weihe von Frauen sind derart, dass sie heute z. T. fast Argumente pro geworden sind. Oft sind sie einfach allzu oberflächlich, oft vertreten sie eine frauenverach- tende Tendenz von beschämender Art – selbst bei heiligen Kirchenvä- tern. Es muss eine gewaltige Angst vor der Frau da (gewesen?) sein. Wenn die Biologie herangezogen wurde, um eine Minderwertigkeit der Frau zu begründen, dann müsste uns heute die Biologie zu einer Höherbewertung der Frau führen.

Falls sich die Theologie darauf beschränkt, die Worte und Texte von Bibel und Tradition zu untersuchen, kann sie bei der Art der alten Argumente contra fast nicht anders, als für die Frauenordination zu votieren. Anders ist es, wenn auch das Leben der Kirche zu verstehen gesucht wird.

Wenn uns heute die erwähnten Faktoren zusammen mit andern in der Richtung auf die Frauenordination hin drängen, so deshalb, weil wir keine klare Sicht dessen haben, was das Verhältnis von Mann und Frau zueinander theologisch bedeutet.

Wenn wir sehen, dass das Verständnis dessen, was ein Mann und was eine Frau und was ihre Rolle ist, immer wieder geändert hat, dass es auch innerhalb des Alten wie des Neuen Testaments nicht gleich-

förmig war, dann haben wir für uns heute nicht die Konsequenz zu ziehen, es komme nicht darauf an, welches Verständnis man hätte, es sei ein jedes möglich, sondern dann haben wir vielmehr die Aufgabe zu sehen, um ein heute überzeugendes Verständnis zu ringen. Dazu brauchten wir eine Theologie des Geschlechtlichen. Die folgenden Hinweise wollen andeuten, dass gerade auch die kirchliche Tradition eine solche ermöglichen kann.

Wenn wir von S. Freuds Sicht des Ödipuskomplexes her die Glaubenslehre betrachten, dann können wir in ihr die Struktur des Ödipuskomplexes wiederfinden. Ansätze zu diesem Vergleich finden sich bei Freud, allerdings nur Ansätze, die z. T. unsorgfältig und irreführend sind. Freud war kein Theologe. Es sollte nicht schwer sein, die Struktur des Ödipuskomplexes konsequenter in der Dogmenentfaltung zu sehen.

Weil der Vater die Söhne von der Erfüllung der Inzestwünsche (und in der «Urhorde» überhaupt von den Frauen) abhält, wird er von ihnen ermordet. Nun fürchten sich die Söhne vor der Rache des Ermordeten, der nicht mehr zu fassen ist und ein Gott geworden ist. Wie lässt sich die Schuld tilgen und auch die Ursache der Schuld ungefährlich machen, indem zugleich die Mörder am Leben bleiben? Die Dogmenentfaltung zeigt eine Möglichkeit dazu: Der Tod des Vaters fordert an sich den Tod des Mörders. Damit dieser leben kann, muss für ihn ein anderer, der an seine Stelle tritt, sterben. Er darf aber selber kein «Mörder» sein, d. h. er darf nicht in der vatermörderischen Ödipusstruktur stehen, sonst würde er nur für die eigene Schuld sterben. Er muss also vaterlos, ein Jungfrauensohn sein. Er muss aber auch dem Ermordeten gleichwertig sein. Da dieser in der Furcht der Söhne als Gott erscheint, muss auch der Jungfrauensohn Gott sein. Er muss also Bruder der Mörder, d. h. Mensch, und Gott sein. Die Hingabe in den Tod darf nicht neue Schuld schaffen (dieses Moment ist durch das Christentum nicht klar entwickelt, wie z. B. der Antisemitismus und die häufige Betonung dessen, dass Christus nicht nur für uns, sondern weil wegen unserer Schuld geradezu durch uns gestorben ist, zeigen). Die Hingabe in den Tod muss nach dem Willen des Vaters geschehen. Der Schuld der Söhne steht damit die Schuld des Vaters gegenüber. Minus mal Minus gibt Plus. Diesen Gedanken zu fassen, dass der Vater schuldig sein könnte, ist schwer, denn er mutet wie eine Ersatzbefriedigung des Wunsches nach dem Vaternord an. Und doch weist er auf eine Seite der Liebe des Vaters, der den Sohn dahingegeben hat. Dies, dass auf Gottes Seite Liebe und Todeswille mit-

einander verbunden sind, deutet eine Art Zweiheit an, wie sie z.B. in der Lehre aufscheint, die bei Gott Wesen und Wirkweisen unterscheidet.

Doch noch sind wir erst bei der Betrachtung von Weihnachten und Karfreitag. Blicke es beim Tod des Gottmenschen, so wäre zwar die Schuld beglichen, aber die Versöhnung nicht erreicht. Die Versöhnung mit dem Vater kommt durch Ostern und Pfingsten zum Ziel. Der Gottmensch lebt. Die Folge des Mordes, der Tod, ist überwunden. Es leben der Vater und der Sohn und im Sohn auch die Brüder. Diese empfangen den Heiligen Geist, von dem durchdrungen sie göttlicher Natur teilhaft werden und zu Gott emporgehoben werden. Daher darf der Heilige Geist nicht geringeren Wesens sein als der Sohn und der Vater. Vor dem Mord sahen sich die Söhne als dem Vater gleich, weshalb sie ihn ja ermordeten, weil der Vater diese Gleichheit nicht anerkannte. Nun sind sie in die Gemeinschaft des Vaters aufgenommen, ja der Sohn, der dem Vater gleich ist, wurde sogar ihr Diener.

Noch immer aber könnte die Versuchung durch die Frau neue Sünde entstehen lassen. Es muss daher die Beziehung Mann-Frau weiterentwickelt werden. Dies geschieht so, dass alle Brüder zusammen mit allen Frauen die Kirche, d.i. die Braut Christi sind. Am Ende der Dogmenentwicklung kommt somit nach der Pneumatologie die Ekklesiologie und diese in Ausrichtung auf die Hochzeit des Lammes im Eschaton.

Es dürfte dem Leser leichtfallen, die Ödipusstruktur weiter zu verfolgen durch die verschiedenen Zweige der Dogmatik. Er wird auch leicht sehen können, wie es von dieser Sicht her erklärbar, ja geradezu notwendig ist, dass eine jesuanische Frömmigkeit, die den Vater verdrängt, schwächlich und kitschig werden muss. (Oder künstlich betont heftig wie z.T. in der «Gott ist tot»-Theologie.) Denn hier wird die Ödipusstruktur nicht zur Versöhnung mit dem Vater weitergeführt, sondern hier liegt nahe, dass der Sohn den Vater neu verdrängt und dass dann in einer späteren Phase wiederum Christus verdrängt werden muss – wie es Freud für unvermeidbar gesehen hat.

Der kitschige Charakter dieser Frömmigkeit hat aber m. E. noch einen anderen Hintergrund: Uneingestanden sieht man Jesus stärker nach seiner weiblichen Seite. Geschähe dies eingestandenermaßen und bewusst, wäre es nicht kitschig. Doch eben, mit dem Weiblichen hat die Kirche Mühe. Das wird gerade durch obige Skizze bestätigt, welche zeigt, wie leicht es ist, die Grundzüge der christlichen Lehre unter dem Aspekt des Ödipuskomplexes zu sehen. Die Frauen näm-

lich spielen dabei nur eine passive Rolle als Objekt des Begehrens. Immerhin ist auch zu beachten, dass dieses Schema im Eschaton auf Seite des Menschen nur mühsam noch Männliches sehen lässt, denn vordringlich ist der Aspekt der Kirche als Braut Christi.

Da Gottes Sohn Mensch wurde, da wurde er es als Mann. Unter unserem Aspekt erscheint dies als notwendig, und dies auch deshalb, weil ein Jungfrauensohn mit dem himmlischen Vater identifiziert und so als Gott gesehen werden kann, was bei einer Tochter schwieriger wäre, da man sie zuerst mit der Mutter, also mit einem Menschen, identifizieren würde. Bei einer Tochter wäre also viel schwieriger zu erkennen, dass Gott zu den Menschen gekommen ist. Ihr Opfertod müsste auch eine ganz andere Bedeutung haben. (Man lese im Buch der Richter die – nicht kritisierte! – Opferung der Tochter Jephthas, welcher gleichsam nur eine Mutter hatte. Steht hier eine verdrängte weibliche Gottheit dahinter?) In dem Fall, dass Maria eine Tochter geboren hätte, wäre eigentlich ein Opfertod der Jungfrau-Mutter bedeutungsvoller gewesen:

Franz Schubert träumte am 3. Juli 1822, wie er mit seinem Vater versöhnt werden könnte. Nach einem ersten Teil des Traumes, der etwas real Erlebtes wiederholt, nämlich den Streit mit dem Vater und die Versöhnung durch den Tod der Mutter, spiegelt sich die Wiederverheiratung des Vaters, welche zu neuem Streit führte, der real ohne Versöhnung blieb. Und nun folgt der interessanteste Teil des Traumes, der die erwünschte Versöhnung darstellt: Greise (= Väter) und Jünglinge (= Söhne) ziehen rings um das Grab einer Jungfrau, aus dem harmonische Töne kommen. Man ist ruhig, denn man darf die Jungfrau nicht wecken (sonst entstünde ja neuer Streit – ein Ostern wäre hier gefährlich). Der junge Schubert geht mit frommem Sinn in diesen Kreis der Erlösten, wo er sich mit dem Vater versöhnt.

Wenn heute oft darauf hingewiesen wird, dass sich uns Gott nicht nur mit männlichen, sondern auch mit weiblichen Zügen zeige, dann müssen wir auch die weibliche Seite nach ihrer soteriologischen Struktur ansehen. Gelegentlich wird auf Juliana von Norwich hingewiesen, welche die weibliche Seite Gottes betont hatte. Wenn wir ihre Schriften unter dem Aspekt der Ödipusstruktur betrachten, könnte sich folgende soteriologische Struktur zeigen. Zuerst aber sei die «Ödipusstruktur» (wenn man das Phänomen in dem Zusammenhang noch so nennen darf) des Mädchens skizziert: Jedes Kind, ob Knabe oder Mädchen, ist zuerst identisch mit seiner Mutter, also weiblich – und diese Erfahrung bleibt ein Leben lang wichtig. Danach erfährt es sich

als der Mutter gegenüber wie der Vater, also als männlich – und auch das gehört nun ein Leben lang zum Menschen. Jetzt muss das Mädchen aber sich damit auseinandersetzen, dass es nicht wie der Vater ist, sondern wie die Mutter. Vor dieser zusätzlichen Aufgabe scheut es zurück und möchte doch sein wie der Vater oder aber den Vater sich gleich machen, also kastrieren.

Bei Juliana spielt Gott Vater kaum eine Rolle. Ihr Gott ist Jesus. Den Wunsch, Christus zu entmannen, sehen wir bei Juliana deutlich, wenn sie in einer ersten Stufe ihrer religiösen Entwicklung wünscht, Christi Leiden so zu sehen, dass sie wie seine Mutter mit ihm Erbarmen haben kann. Der Wunsch wird erfüllt. Sie sieht den Leidensmann, von dem Blutstropfen wie Heringsschuppen fallen. Sie sieht also nicht nur Christus in seinem Leiden, evtl. noch mit Attributen des Fischsymbols, sondern da wird recht alltagsnahe ein Hering geschlachtet, was Juliana selber bestimmt etwa gesehen, wenn nicht gar selbst getan hat. Dass der kleine Fisch phallischen Charakter hat, ist bekannt. Julianas Erbarmen mit Christus ist also doppelbödig. Sie ist seine kastrierende Mutter, die dem Sohn nicht erlaubt, anders zu sein als sie selber. In einer zweiten Stufe bestraft sich Juliana selbst. Sie will leiden wie Christus und wird auch auf den Tod krank. Sie kastriert sich selbst: Die – männliche – Feuerflamme bei ihrer «Türe» wird verbannt und als teuflisch bestimmt. Sie kann also kastriert werden, ist also ein Mann wie Christus – und wird nun weiblich wie er. Dieser ist ihr gegenüber nun die kastrierende, erbarmende Mutter. – Gewiss ist es von grosser Bedeutung, dass es Juliana gelungen ist, innerhalb dieser Struktur zu grosser menschlicher Reife zu kommen. Wichtig ist es aber auch, zu sehen, dass es sich um eine Entwicklung handelt, die auch von der geschlechtsbestimmten Spannung zwischen Mann und Frau her verstanden werden kann. Die Aussage Julianas, dass Jesus Mutter sei, heisst keineswegs, es sei egal, ob man ihn als Mann oder Frau oder geschlechtslos ansehe, es heisst auch nicht, Gott sei alles in allem, also auch Mutter.

Es gibt eine Weise, in Missachtung der pneumatologischen Konsequenzen, welche die christologischen Entscheide des 4. und 6. Ökumenischen Konzils haben müssen, Natur und Gnade auseinanderzureissen. Da wird man es nicht zugeben, dass biologische Faktoren von theologischer Relevanz sein müssen. Da ist man verhindert, zu sehen, welchen Sinn und welche Herrlichkeit Gott nicht nur in die Geschlechtsteile von Pflanzen gelegt hat, wie wir sie in der Blumenvase bewundern. Damit kommen wir zur Hauptfrage:

Wenn Gott der Schöpfer und Gott der Erlöser ein und derselbe Gott sind, dann muss die Beziehung zwischen Mann und Frau, welche in der Schöpfung von zentraler Bedeutung ist, auch in der Erlösung von zentraler Bedeutung sein. Dass dem so ist, wird am zentralen Ort der Kirche, bei der Eucharistiefeyer, dadurch deutlich, dass nur Vertreter des einen Geschlechts die Rolle des Stifters spielen.

Wie wäre ein entsprechendes Zeugnis zu geben, wenn Männer wie Frauen in gleicher Weise alle kirchlichen Aufträge erhielten?

Wie ist das Geschlechtliche im Hinblick auf seine Entwicklung auf das Eschaton hin zu sehen, und wie ist diese Sicht zu bezeugen?

Angesichts der heutigen Frauenfrage, der modernen Orientierungsschwierigkeiten in der Sexualethik, des modernen gewandelten Gottesbegriffs und auch der ökumenischen Situation ist es unaufschiebbar geworden, dass wir Altkatholiken in der Frage der Frauenordination einen gesamtaltkatholischen Konsens finden.

Peter Amiet